Der Sonntag

Unterhaltungs-Beilage der Saar-Zeitung

Ein Mann kehrt heim

Von Matthäus Sporer

Die Frau ging ruhelos im Zimmer auf und ab. Manchmal richtete sie einen Blick voller Qual aus dem Fenster. Draußen dämmerte fahl und ungesund der Großstadtmorgen.

Die Frau fröstelte. Die Atemzüge der Kinder schwangen gleichmäßig im Raum. Manchmal zog sie das Tuch, das sie über die Schulter geworfen hatte, fester an sich und strich eine ergraute Strähne zurück, die ihr immer wieder ins Gesicht fiel. Was war das nur? Fünf Jahre hatte sie auf diesen Tag gewartet, fünf lange graue Jahre. Fünf Jahre, in denen nichts ihren Alltag stützte als dies: Vielleicht ruft er mich schon heute, oder, wenn alles vergebens war, wird vielleicht morgen die Tür sich auftun, und er wird wieder da sein. Würde zurückkommen, um eine Hoffnung ärmer, als er gegangen war. Aber es war doch wieder Vereinigung, und sie war dem Alltag nicht mehr so schutzlos ausgeliefert.

Und nun hatte er vor ein paar Tagen geschrieben, er kam wieder. Alles würde das gleiche Werkeln sein wie vordem, aber — er kam wieder …

Das erste Gefühl war Freude gewesen, und dann plötzlich war es aus dem Unbewußten heraufgekrochen und hatte sie umklammert, und jetzt plötzlich graute ihr davor, daß er wiederkommen würde, jetzt fand sie keine Brücke mehr zurück zu jener Zeit, die vor diesen fünf Jahren lag. Sie fühlte nur, daß der Zeitraum ihrer Einsamkeit, in dem sie ihn fern in irgendeiner unbekannten Gegend wußte, unübersteigbar trennend zwischen dem Gestern und dem Morgen stand.

Sie hatte ihn schweren Herzens gehen lassen, als fühlte sie schon damals, daß dies mehr als äußere Trennung bedeute. Und doch wußte sie, daß eigentlich sie selbst es war, die ihn ungewollt hinaustrieb ins Unbekannte, weil hier alle Hoffnungen scheiterten. Daß sie und die Kinder schuld daran waren, schon durch ihr bloßes Dasein, schon allein dadurch, daß der Mann Verantwortung fühlte für sie. Schweren Herzens war er gegangen, aber vielleicht würde er dort, wohin er ging, endlich Arbeit finden, nach den grauen, trostlosen Tagen seines unfreiwilligen Müßigganges, in denen allein das wenige, das die Frau verdiente, und seine schmale Unterstützung den armseligen Haushalt aufrechterhielten. Und nun würde er kommen, mit der Belastung des Gestern und einer Zeit, die fremd war, die sich in keiner Weise einordnen ließ in das, was früher ihr gemeinsames Leben war.

Die Stunden krochen langsam, grau, eine nach der anderen lautlos durch die kleine Stube. Dann wurde es auf dem Flur lebendig. Manchmal hörte man Schritte, ab und zu flatterte der Fetzen irgendeines Gespräches durch die Türritzen, vom Hofe kamen hin und wieder Schritte herauf, immer im gleichen Rhythmus. Alltag, Alltag. Dann aber ging plötzlich die Tür auf und — er war da. Einen Augenblick sahen sie einander stumm an. Der Mann zog mit einer unsichtbaren Bewegung die Mütze vom Haar und suchte krampfhaft nach einem Wort, das ihm Eingang verschaffte in eine Welt, die auch einmal die seine gewesen war.

Wie bleich er aussieht — dachte die Frau —, wie fremd.

Das ist die Landstraße, was in seinem Gesicht ist, all die grauen Straßen, die er vergeblich gegangen ist. Dann machte er einen Schritt auf sie zu, und unwillkürlich wich sie zurück. Da lachte er kurz und hart auf und machte eine Bewegung zur Tür, als wollte er wieder gehen …

Da schien es, als wenn sie erwachte. Mit einer hastigen Bewegung griff sie nach seinem Arm.

„Bleib", sagte sie rauh, „da bist du ja also wieder." Er nickte stumm, warf seine Mütze aufs Bett und ließ sich schwer auf einen Stuhl niedersinken.

„Hunger hab' ich", sagte er dann.

Die Frau wandte sich um und ging in eine Ecke des Zimmers, wo hinter einem Vorhang das Regal mit dem Essen stand. Der Mann sah nicht auf, wie sie am Herd hantierte, er hörte nur ihren Schritt im Zimmer auf und ab gehen. Er hörte die Teller klappern und begann, als sie das Essen hingestellt hatte, nach einem kurz gemurmelten Dank schweigend zu essen.

Die Frau setzte sich ihm gegenüber, stützte das Gesicht in die Hände und die Ellenbogen auf den Tisch.

„Da bist du also wieder", wiederholte sie.

Der Mann sah auf.

„Ja", sagte er, „ist dir wohl nicht recht?"

„Hab' ja gewußt", sagte sie, „daß du so wiederkommst."

Dann schwiegen beide, und die Frau empfand qualvoll die Leere, die zwischen ihnen stand …

Sie hatte sich ausgemalt, wenn er wiederkäme, selbst ohne Hoffnung wiederkäme, wie sie ihn dann aufnehmen und neu mit ihm aufzubauen beginnen wollte. Und nun? Nichts als Vorwurf: Daß du so wiederkommst …

Er schob den Teller beiseite und sah sie unsicher an.

„Die Kinder?" fragte er. „Wissen sie, daß ich komme?"

Die Frau nickte mit dem Kopf.

„Ich hab's ihnen ja sagen müssen."

Es schien, als ob der Mann sich innerlich verkröche.

„Und?" fragte er dann unsicher.

Sie zuckte die Achseln.

„Na ja, freuen tun sie sich schon."

Er zog die Schultern hoch und sah die Frau nicht mehr an.

Dann stand der Mann plötzlich auf und stellte sich mit dem Rücken zu der Frau an die Wand und sah zu den Kinderbildchen auf, die dort hingen.

„Da waren sie noch klein", murmelte er vor sich hin, „und da war alles noch anders."

Die Frau hörte es, und fast, ohne daß sie es begriff, empfand sie das Heimatsuchen in seinen Worten.

Es sind doch auch seine Kinder, dachte sie dann, unsere Kinder. Dann plötzlich wurde die Tür aufgerissen, und die beiden Mädel standen auf der Schwelle.

Einen Augenblick sahen sie stumm zum Vater hinüber, der sich halb zu ihnen umdrehte.

„Vater!" Und dann waren sie bei ihm, und das endlich war Heimkehr.

„Vater, da bist du ja wieder!" Und das war anders, als die Frau es gesagt hatte.

„Nun ist alles wieder gut, Vater, und die Mutter braucht nicht mehr zu weinen, nicht wahr?"

„Hat die Mutter geweint?" Es war das erste, was er zu den Kindern sprach.

„Ja, Vater, weil wir alle so Sehnsucht hatten! Jetzt bist du aber wieder da."

Die Frau stand mit dem Rücken zu ihnen in der Ecke am Kocher, und aufblickend sah der Mann, daß ihre Schultern zuckten. Da schob er plötzlich die Kinder beiseite, trat hinter sie und legte ihr die Hand auf die bebende Schulter.

„Mußt nicht weinen", sagte er rauh, „es wird alles wieder gut werden. Wir müssen versuchen, noch einmal aufzubauen, für die Kinder!"

Und das war es, was den Weg schuf vom Einst ins Morgen: Wir müssen noch einmal anfangen für unsere Kinder.

Da lehnte sie ihr Gesicht sekundenlang an seine Schulter und fühlte, daß sie endlich den Weg gefunden hatten, der sie zueinander zurückführte …

Auch dieser Kummer geht vorüber … Bilderdienst Kießlich M

Geschichte einer Kurzgeschichte

Bobby, Fred und Jack waren unzertrennliche Freunde. Sie bewohnten gemeinsam ein Zimmer im 54. Stockwerk eines Wolkenkratzers, von dessen oberster Plattform sie den schönen Rücken der Freiheitsstatue bewundern konnten.

Den Freunden war es jedoch ziemlich gleichgültig, wo sie wohnten. Nach vollbrachtem Tagewerk stiegen sie in den Fahrstuhl, Minuten später befanden sie sich auf ihrem Zimmer. Es wäre ihnen auch niemals, etwa aus sportlicher Begeisterung, in den Sinn gekommen, die Treppen dieser 54 Stockwerke zu ersteigen.

Das menschliche Leben ist unvollkommen. Auch der beste und dauerhafteste Fahrstuhl erhält mal einen Knacks. Eines Nachts, als die drei Freunde müde und abgespannt an der Portierstube vorüberwankten, wurde ihnen die betrübliche Kunde, daß der Fahrstuhl außer Betrieb gesetzt worden sei. Den wohlmeinenden Rat des Portiers, ihr Zimmer nunmehr mittels der Treppe aufzusuchen, faßten sie zuerst als Beleidigung auf. Sie fluchten nicht schlecht, aber Fred, der älteste von ihnen, hatte einen Einfall.

„Wie wär's, Jungens, wenn wir uns die niederträchtige Kraxelei mit guter Unterhaltung würzten? — Jeder von uns erzählt eine spannende Geschichte — und im Handumdrehen sind wir oben!"

Während sie nunmehr die erste Treppe des ersten Stockwerks, jedes Stockwerk besaß drei davon, erstiegen, erzählte Fred die Geschichte von dem Tatzelwurm. Sie war nichts weniger als spannend, dafür aber sehr lehrreich und erreichte ihr Ende im 30. Stockwerk, wo die Freunde einige Zeit erschöpft auf die Stufen niedersanken.

„Jetzt bist du an der Reihe", keuchte Fred.

Jack hörte nicht. Wie abwesend strich er seine Bartstoppeln, wobei er murmelte: „Komisch, unten war ich noch ziemlich glatt im Gesicht!"

Etwas später, während sie sich schnaufend und prustend am Treppengeländer hochzogen, erzählte er seine Geschichte. Sie war herrlich! — Im 52. Stockwerk hatte der Held, ein unschuldig zum elektrischen Stuhl Verurteilter, einen verwegenen Ausbruch aus Sing-Sing gemacht, war von der Hudsonbrücke auf einen zufällig vorüberfahrenden Dampfer gesprungen, dort hatte er die Strickleiter eines zufällig im Gleitflug niedergehenden Flugzeugs ergreifen können — —

Fred mahnt leise: „Mach fix, Bobby muß auch noch erzählen! — Was ist mit der blonden Mary, die du anfangs erwähntest?"

„Unterbrich mich doch nicht! — Uebrigens war sie brünett — und hieß Betty!" Jack erzählte dann weiter … Im 53. Stockwerk, Schaum vor dem Munde, enthüllte er seinen Gefährten, daß er den Faden der Geschichte verloren habe …

Der Morgen graute bereits. Nur noch ein Stockwerk war zu erklimmen, dann konnten sie ihre müden, ach, so hundemüden Glieder endlich ausstrecken.

„Du mußt dich beeilen, Bobby, wenn du mit deiner Geschichte fertig werden willst", sagte Fred, während die Vorfreude des nahen Bettes sein Antlitz schon erhellte.

Bobby war ernst und voll feierlicher Würde, als er zu sprechen begann: „Freunde! — Die Geschichte, die ich erzählen will, ist tragisch, unendlich tragisch — sie beweist die Unzulänglichkeit aller irdischen Geschehnisse; — versprecht mir, mich ihretwegen nicht zum Krüppel zu schlagen!"

Jack wurde ungeduldig. „Schieß los, sonst kriegst du vorher noch eins auf die Birne!"

Sie standen auf der letzten Treppenstufe. „Wohlan", begann Bobby abermals zu sprechen, „meine Geschichte läßt an Kürze nichts zu wünschen übrig, sie besteht nur aus einem einzigen Satz — — —"

Jack und Fred hoben die Fäuste.

Angesichts des läuferbedeckten Ganges, an dessen unterem Ende die weißlackierte Zimmertür aufschimmerte, sprach Bobby mit dunkler, seltsam gebrochener Stimme: „Wir haben den Schlüssel unten liegenlassen!"

Bert Brennecke

Das Opfer der Tänzerin Lucinda

Roman von G. Ulrich Ulenhorst

4)

Beatrix erzählte ihm von den zwei Briefen, die sie erhalten hatte. „Offenbar hat sich meine Freundin eines Besseren besonnen und hat die törichte Idee fallen lassen, als ob irgend etwas zwischen mir und ihr sich verändert hätte. Ich möchte nun nicht den Gedanken in ihr aufkommen lassen, als hätte ich meine Karte nur so im ersten Augenblick geschrieben, als läge mir nichts daran, sie gleich zu sehen. Aber da ich vorläufig nicht ausgehen darf, möchte ich Sie, Signore Botelli, sehr bitten, wenn Sie dieser Tage noch einmal in das Varieté kommen, sehen Sie zu, Gunde zu sprechen. Sagen Sie ihr, daß ich nur warte, bis der Arzt mich für gesund erklärt, dann hoffe ich, sie sofort zu sehen.

„Ihr Wunsch ist mir Befehl, Gräfin, ich werde heute Abend hingehen."

„Aber Sie haben dies Programm doch schon gesehen, es ist also ein Opfer, das sie mir bringen."

„Erstens freue ich mich, Ihnen einen Wunsch erfüllen zu können, Gräfin. Und dann ist die Lucinda auch eine so bezaubernde Tänzerin, daß man sie nicht oft genug sehen kann. Sie hat sich übrigens eine Solonummer einstudiert. Ganz Rom spricht davon. Gestern tanzte sie zum ersten Male. Es soll hinreißend gewesen sein."

„Grüßen Sie Gunde vielmals und nehmen Sie ihr bitte doch ein paar Blumen von mir mit."

„Gerne, Gr..in. Haben Sie besondere Wünsche, Rosen, Orchideen, Nelken?"

Beatrix dachte nach. Eine kleine Szene in ihrem Elternhause stand ihr vor Augen. Es war kurz nach Weihnachten gewesen, damals war Gunde zum ersten Male zu ihnen ins Haus gekomm..n. Im Zimmer standen in einer Vase ein paar Christrosen und Gunde war in ein helles Entzücken ausgebrochen. Sie hatte bisher von Christrosen nur in Büchern gelesen, nun sah sie die schönen Blüten wirklich vor sich.

„Ob es hier in Rom Christrosen gibt, Signore Botelli?"

„Sicherlich, Gräfin."

„Ach bitte, dann bringen Sie Gunde welche von mir. Es ist eine kleine gemeinsame Kindheitserinnerung." —

5. Kapitel.

„Wohl auch das erste Mal, daß man einer Tänzerin Christrosen bringt," dachte der junge Diplomat leicht belustigt, als er am Abend das Varieté betrat, den sorglich eingewickelten Strauß in der Hand. Der Boy lächelte verständnisinnig, als Botelli ihm den Auftrag gab, die Blumen mit dem angehefteten Brief in die Garderobe der Lucinda zu bringen.

Botelli hatte sich mit ein paar Bekannten verabredet. Sie saßen an einem Tische in der Nähe der Bühne, einige junge Leute aus der römischen Gesellscha.. ..d ein paar Franzosen. Man war sehr lebhaft, schien den Getränken schon etwas zugesprochen zu haben. Botelli wurde mit einem lauten Hallo begrüßt.

„Na ..ch gekommen, die reizende Lucinda in ihrer neuen Solonummer zu bewundern?" fragte der Conte de Ribaud, „süße Person, nur schade, sehr unzugänglich. So sagt man wenigstens. Hab' es allerdings noch nicht versucht, die Kleine einmal einzuladen."

„W... Ihnen auch dringend raten, es zu unterlassen, Conte!"

Es klang schärfer, als Botelli eigentlich beabsichtigt hatte, aber ihn ärgerte die leichtfertige Art des Franzosen. Er sah in der Lucinda nicht nur irgend eine beliebige Tänzerin, sondern die Freundin Beatrix von Sydow.

„Aber warum denn?" Der Franzose lächelte selbstgefällig. „Auch das härteste Herz schmilzt einmal, wenn man es nur richtig versteht. Ich habe für heute Abend einen Korb Orchideen für die Lucinda bestellt — und sehen Si., ..es werde ich in den Blumen verstecken."

Er holte aus der Tasche seines Smokings ein kleines weißes Lederkästchen heraus, öffnete es: Das Licht blitzte in einem wundervollen Smaragd auf, groß wie eine Wallnuß, der kunstvoll geschliffen an einer dünnen Platinkette auf weißem Sammt ruhte. Ein grünes Blitzen ging von dem wundervollen Stein aus.

„Nun, was meinen Sie, meine Herren, wird das nicht ziehen?" Siegesgewiß sah Ribaud von einem zum anderen.

Dem jungen Italiener kam eine verrückte Idee. Wenn die Lucinda diesen Schmuck annahm, dann war sie es nicht wert, mit einer Frau wie Beatrix von Sydow jemals noch zusammen zu kommen. Dann war es seine Pflicht und Schuldigkeit, Beatrix vor ihrem eigenen guten Herzen zu bewahren.

Wenn sie den Schmuck aber ablehnte — dann verdiente sie wirklich die Freundschaft der Gräfin. Er selbst glaubte ja nicht recht an diese Möglichkeit — er kannte das Leben, die Männer, die Frauen — vermutlich machte sich die Gräfin Sydow in ihrer Unerfahrenheit ein romantisches Bild von der Lucinda.

„Sie sehen ja so nachdenklich auf den Schmuck Botelli, finden Sie irgend etwas daran auszusetzen?" Geradezu verliebt sah der Franzose auf den schimmernden Stein.

„Oh nein, durchaus nicht, ich bin überzeugt, daß Sie von Steinen sehr viel verstehen, Monsieur," gab Botelli aus seinen Gedanken erwachend zur Antwort.

Ribaud lachte:

„Ebenso viel wie von Frauen."

Das selbstgefällige Gesicht des Mannes ihm gegenüber wurde dem jungen Italiener plötzlich zum Ekel.

„Wollen wir eine Wette eingehen, Conte? Ob die Lucinda ihre Blumen mitsamt dem Smaragd annimmt oder —"

„Oder?" fragte Ribaud gespannt. Sollte dieser Botelli vielleicht ein noch kostbareres Geschenk der Lucinda senden wollen? Aber er hatte niemals gehört, daß Botelli ein Lebemann war, im Gegenteil — man sah ihn nur soweit in Gesellschaft, als es unerläßlich war. Sein wirkliches Leben schien seiner Arbeit zu gehören.

Mitten in seine Ueberlegungen hinein klang es scharf: „Oder ob die Signorina Lucinda vielleicht den Strauß vorzieht, den ich ihr in der großen Pause übersenden lassen will."

„Und was ist in diesem Strauß an Kostbarkeiten verborgen?" Ribauds Stimme war nun auch schärfer geworden. „Verzeihen Sie meine Indiskretion, aber wenn man eine Wette abschließen will, muß man zuvor die Bedingungen kennen."

Botelli sah ihm fest in die Augen:

„Nichts ist in diesem Strauß außer ein paar Worten der Verehrung und Freundschaft, Monsieur."

Der andere lachte auf:

„Dann gehe ich die Wette ein, lieber Botelli! Ihren Idealismus in Ehren, aber ich glaube, ich kenne die Frauen doch besser. Worum wetten wir?"

„Um ein Abendessen für uns alle im Hotel Regina," schlug einer der jungen Leute vor.

„Die Wette gilt!"

Ribaud streckte seine Hand aus, flüchtig legte Botelli die seine hinein.

— — — — — — — — — — —

Hinter den Kulissen der Varietébühne herrschte ein buntes Durcheinander. Diener in Livree und Träger liefen hin und her. Gerade war der große Dressurakt des berühmten Stephenson mit seinen zehn Wolfshunden zu Ende. Bellend und wedelnd liefen sie hinter ihrem Herrn her. Zwei Grotesk-Komiker in viel zu langen Fräcken und winzig kleinen Hütchen, lehnten mit weißgeschminkten Gesichtern, ihren Auftritt erwartend, am Seiteneingang. Hinter der kleinen Probebühne übte ein chinesischer Jongleur noch einmal ein schwieriges Kunststück. Akrobaten in ihren weißen Trikots liefen auf Händen durch die Gänge. — Rufen, Befehlen erklang, Tische wurden gerückt, Stühle getragen. Und dazwischen das leise Geblaff der Wolfshunde. Es waren schöne starke Tiere, mit gefährlichem Gebiß und gelben Augen. Niemanden ließen sie heran, außer ihren Herren und — merkwürdigerweise — die Tänzerin Lucinda. Besonders Igor, der größte und intelligenteste hatte eine geradezu rührende Zuneigung zu der Tänzerin gefaßt. Sobald sie aus ihrer Garderobe auftauchte, sprang ihr Igor mit wildem Freudengeblaff entgegen und ruhte nicht, bis sie ihn gestreichelt und geliebkost hatte. Oft lag er in der Garderobe der Lucinda, regungslos, die Vorderpfoten aufgestemmt oder weit von sich gestreckt, und folgte aufmerksam jeder Bewegung der schlanken kindlichen Gestalt.

„Der einzige Verehrer, den Sie dulden", hatte Stephenson, der Besitzer der Hunde, ein ruhiger zurückhaltender Engländer, einmal lächelnd gesagt. „Wissen Sie auch, Miß Lucinda, daß die Liebe Igors zu Ihnen eine ganz besondere Auszeichnung ist? Er ist sonst sehr mißtrauisch und mag Menschen nicht gerne. Nur bei Ihnen macht er eine Ausnahme."

„Die ich zu schätzen weiß", Lucinda beugte sich nieder und strich dem schönen dunkelbraunen Tier liebevoll über das glänzende Fell. „Er ist wirklich ein sehr anspruchsloser Verehrer — verlangt nichts, als daß man ihm gut ist und seine Treue schätzt."

„Treue schätzen, das verstehen die wenigsten Menschen." Das Gesicht Stephensons wurde ernst, er dachte an seine Frau, an die er sein ganzes Herz gehängt und die ihn betrogen hatte. Seitdem lebte er nur seiner Arbeit und seinen kostbaren Hunden, die ihm blind ergeben waren.

Die Lucinda war für Stephenson wie eine jüngere Schwester — so empfand er ihr gegenüber. Den Russen mit der hochmütigen Art und den kalten Augen mochte er dagegen garnicht. Und ebenso wenig mochte Igor ihn. Wenn Boris Gordow in die Garderobe kam, stand Igor kurz auf und ging knurrend hinaus. Einmal hatte Gordow versucht, ihn zu streicheln. Da hatte der Hund ein gefährliches Grollen hören lassen, seine Rückenhaare hatten sich gesträubt, seine Augen grün aufgeflackert. Wäre der Russe nicht zurückgetreten, es hätte etwas gegeben. Seitdem haßte Boris die Hunde Stephensons.

Auch heute lag Igor vor der Garderobe der Lucinda und sah mit aufmerksamen Augen den Gang entlang. Die Lucinda hatte ihre Soloscene beendet. Der Jubel wollte kein Ende nehmen. Erschöpft wie sie war, mußte sie sich trotzdem immer wieder zeigen. Denn Gordow, schon zum nächsten Tanze gekleidet, stand in der Tracht eines russischen Bojaren in der Kulisse und rief befehlend: „Raus, verbeuge dich, das gibt heute mindestens acht Vorhänge. Na ja, wenn ich dir etwas einstudiere, dann klappt es endlich wieder mal."

„Wenn du nur zufrieden bist", sagte die Lucinda unsicher. Es war etwas in Gordows Ton, was sie ängstlich machte. Dabei war sie an der Grenze ihrer Kräfte angelangt. Es war wieder die schwere Müdigkeit, dieser eigentümliche Schwindel, der sie bedrückte.

Die Lucinda ahnte nicht, was in Wahrheit in Boris vorging. Es war Eifersucht, rasende Eifersucht auf ihre Kunst. Er hatte es sich nicht eingestehen wollen, aber nun sah er es, die Tänzerin wuchs weit über ihn hinaus. Wenn irgend ein großer Impresario sie sah — dann war sie gemacht. Er aber? Bei ihm würde es niemals weiter reichen als zu einer Varieténummer und auch nur mit Lucinda zusammen in einem Varieté von Weltruf wie diesem hier. Ohne Lucinda? — Ach, Unsinn. Lucinda war ein so törichtes kleines Ding, sie würde sich niemals von seiner Leitung freimachen.

Die Lucinda war inzwischen, gefolgt von dem treuen Igor, in ihrer Garderobe verschwunden. Matt lehnte sie auf der kleinen Couch. Nur eine halbe Stunde ausruhen, die müden Glieder ausstrecken, bis die Nummer mit Boris zusammen begann.

Ein paar Minuten war sie allein, als es an die Tür klopfte. Ein Boy kam auf ihr Herein in die Garderobe, er schleppte in einer Hand einen großen Korb mit den herrlichen Orchideen, in der anderen trug er einen verhüllten Strauß.

„Das ist für die Signorina abgegeben worden, die Herren lassen durch mich um Antwort bitten."

„Das sind aber herrliche Blumen, und ein Brief ist auch drin, Signorina und ein Päckchen!" Rosina sagte es, die gerade herein kam und sich sofort dem Orchideenkorb zuwandte.

Lucinda runzelte die Stirn — sie hatte sich gerade über die schönen Blumen freuen wollen, die wie rotzüngelnde Flammen aus dem Korbe herausglühten, sie liebte eigentlich Orchideen nicht, sie waren für ihren Geschmack zu prächtig und anspruchsvoll, aber es waren ausgesucht schöne Exemplare. Nun das Päckchen, ach, sie kannte derartige Sendungen — bis zum Ueberdruß — und sie hatte darauf immer nur eine Antwort: „Nein!" Oft hatte es deswegen Scenen mit Boris gegeben. „Man kann doch ein Geschenk annehmen, dafür ist man eben Künstler." Es war seine Meinung. „— darum braucht man sich doch zu nichts verpflichten." Aber in diesem Punkt war Lucinda genau so unerbittlich wie in Bezug auf ihre Mutter. Mit finsterer Miene schob sie das Kästchen beiseite.

Rosina öffnete neugierig das weiße Ledereteui, ein unterdrückter Entzückensschrei kam aus ihrem Munde, als sie den Schmuck erblickte.

„Sehen Sie doch nur, Signorina, sehen Sie doch nur, wie herrlich — aber den Schmuck werden Sie doch nicht wieder zurückschicken?"

Lucinda zerriß den ungeöffneten Brief:

„Rosina, der Blumenkorb und das Kästchen gehen zurück, hier steht die Adresse drauf, Monsieur Ribaud. Sag dem Jungen draußen Bescheid."

Die Rosina seufzte ergeben. Wenn sie anstelle der Signorina gewesen wäre — ihr hätte man mal solchen Schmuck schenken sollen.

„Dann sollen die Blumen wohl auch zurück?"

Die Garderobenfrau öffnete das Seidenpapier und schaute geradezu verächtlich auf die unscheinbaren weißgrünen Blüten. Lucindas Gesicht war plötzlich ganz verwandelt.

„Christrosen, o Christrosen", fragte sie leise, „wer kann mir die senden. Gib her, Rosina."

Sie nahm die Blumen. Sie waren kühl, es ging wie Reinheit von ihnen aus. Die Lucinda beugte ihr müdes Gesicht hinein in den Strauß, die Blumenblätter legten sich kühl und weich wie Schnee an ihre Schläfen. Ein Brief war an den Stengeln befestigt, sie riß den Umschlag auf:

„Signorina, ich habe die Ehre, Ihnen diese Blumen im Auftrag der Gräfin von Sydow zu überreichen. Gräfin ist im Augenblick unpäßlich und hat mich beauftragt, Ihnen inzwischen Ihre herzlichsten Grüße zu überbringen. Ich erwarte Ihre Nachricht, ob Sie mich empfangen wollen. Es würde mir eine Ehre sein, Ihnen meine Begeisterung für Ihre Kunst selbst aussprechen zu dürfen. Ihr ergebener Botelli."

„Papier, Bleistift!" Die Lucinda sprang auf. Alle Müdigkeit war fort. Diese Aufmerksamkeit der Jugendfreundin zeigte ihr mehr als alles andere: Beatrix war noch die alte. Sie entsann sich ja auch noch der Christrosen aus dem Elternhaus.

O ja, sie wollte diesen Herrn Botelli sprechen, wollte ihm danken, und er sollte den Dank Beatrix übergeben.

Die Rosina schüttelte den Kopf. Das ging denn doch über ihren Verstand. Den Verehrer mit dem kostbaren Orchideenkorb ließ die Lucinda abfallen. Aber den Spender dieser unscheinbaren Blumen, den wollte sie sprechen?

— — — — — — — — — —

Ueber dem Tisch der jungen Leute im Zuschauerraum lag inzwischen eine ziemliche Spannung. Ribaud lächelte siegesgewiß. Es war jetzt eine Art Ehrensache, dem Italiener den Rang abzulaufen.

Botelli war nicht weniger gespannt. Würde die Lucinda das sei., was Beatrix in ihr sah? Oder war sie auch nur eine von den vielen Frauen, denen Schmuck, Geld Glanz mehr bedeutete als die Ehre?

„Da ..mmt ja der Boy zurück." Einer der Herren wies lebhaft auf den Türeingang.

Der Franzose, seiner Sache ganz sicher, wollte schon nach dem Brief greifen, den der Boy auf einem Tablett bra..te:

„Ist doch natürlich für mich?"

„Verzeihung, für den Signore Botelli."

Botelli mußte beinahe lachen. Das Gesicht Ribauds in seiner Enttäuschung war auch zu komisch.

„Meine Herren," er öffnete den Brief der Lucinda, las, erhob sich. „Sie müssen mich für eine Viertelstunde entschuldigen, ich möchte Signorina Lucinda meine Aufwartung machen."

„Und für mich hast du nichts?"

Ribaud konnte es immer noch nicht fassen. Der Boy verbeugte sich nochmals:

„Nein, Monsieur, nichts."

„Also, Ribaud, wir freuen uns schon auf das Essen, das Sie uns geben werden. Hoffentlich werden Sie den Küchenchef richtig instruieren, damit es ganz besonders gut ausfällt," neckten die jungen Leute am Tisch.

Ribaud machte gute Miene zum bösen Spiel. Er wollte sich seine Enttäuschung nicht merken lassen.

6. Kapitel.

Botelli war inzwischen im Gedränge des Bühneneingangs verschwunden.

„Bühneneingang?" fragte er den Portier.

„Bitte links, mein Herr, dann durch die kleine Glastür."

Botelli ging den Gang entlang durch die bezeichnete Tür. Er glaubte sich wie in eine andere Welt versetzt. Kulissen, geschminkte Menschen, ein Durcheinander von Stimmen, dazwischen das leise Hämmern und Klopfen, mit dem man neue Dekorationen vorn auf der Bühne aufbaute.

Da löste sich aus einer Kulisse eine Gestalt, kam auf ihn zu. Botelli erkannte Boris, den Tänzer.

„Oh, mein Herr", sagte er höflich, „würden Sie mir bitte sagen, wo Signorina Lucinda zu sprechen ist? Ich komme im Auftrage der Gräfin Sydow."

„Selbstverständlich, mein Herr. Erlauben Sie, daß ich Sie führe."

Die beiden Männer gingen miteinander durch die schmalen Gänge hinter der Bühne.

„Wie hat Ihnen der Solotanz gefallen?" fragte Boris.

„Ausgezeichnet, ich habe selten etwas so Graziöses gesehen. Signorina Lucinda ist eine große Künstlerin."

„Meine Schule, mein Herr. Die Lucinda wär's nicht ohne mich. Ich habe sie als junges Kind in Bukarest gesehen. Ich habe ihrer Mutter die Erlaubnis förmlich abgerungen, das Mädchen ausbilden zu dürfen. Ja, ich darf wohl sagen, sie ist mein Werk."

Den jungen Italiener ärgerte die Ueberheblichkeit des Tänzers. Aber er hatte keine Lust, mit dem Mann zu streiten.

„Ich werde Sie anmelden, Signore."

Sie waren angelangt.

„Wenn Sie so freundlich sein wollen!" Botelli wartete. Es wunderte ihn, daß der Russe ohne Anklopfen in die Garderobe der Lucinda ging. Er hörte von drinnen ein leises Aufknurren. Die Tür öffnete sich. Boris kam auffallend hastig heraus, sein Gesicht war ärgerlich und etwas erschrocken.

„Sie werden erwartet, mein Herr. Aber bitte, nehmen Sie sich in acht, da drinnen ist eins von den Stephenson'schen Biestern, dieser Wolfshund Igor. Ein gefährliches Vieh. Seien Sie vorsichtig."

„Oh, mir tun Hunde im allgemeinen nichts."

(Fortsetzung folgt.)